

Flüchtlingspolitik: Kirche muss lauter sein

Symposium „Religion und Migration“ zu Ehren von Bischof Trelle / Minutenlangen Beifall für Redner Heribert Prantl

Hildesheim (hüb). Es war das Geburtstagsgeschenk für Bischof Norbert Trelle: Das Bistum ehrte den Vorsitzenden der Migrationskommission der Deutschen Bischofskonferenz mit einem Symposium unter dem Titel „Religion und Migration“. Experten aus Deutschland und Österreich kamen in der Dombibliothek zusammen, um Fragen zur Zuwanderung, ihren Einfluss auf die religiöse Praxis und die Bedeutung von Religion für Migranten zu diskutieren. Dr. Heribert Prantl, Leiter des Ressorts Innenpolitik und Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung (SZ), ging in seiner Abschlussrede „Migration, Integration – Irritation“ scharf mit der europäischen Flüchtlingspolitik ins Gericht. Europa schütze seine Grenzen, aber nicht die Flüchtlinge. Und er erinnerte an vergessene Zeiten, in denen „die Deutschen die Türken der USA“ waren – dafür wurde der 58-jährige Jurist mit minutenlangem Beifall und stehenden Ovationen bedacht.

HAZ: Was erwarten Sie von der Kirche, was sie konkret zur Flüchtlingspolitik beitragen könnte?

Heribert Prantl: Ich erwarte, dass die Kirche viel lauter ist als sie jetzt ist. Sie hat die Möglichkeit, die Menschen zu erreichen. Wo sonst kommen am Sonntag noch so viele Leute zusammen? Das muss sich die Kirche doch in ihren Predigten zu Nutze machen. Es wird so oft vom christlichen Menschenbild geredet – das bedeutet, dass vor Gott alle Menschen gleich sind. Da kann doch die Kirche nicht zulassen, dass jedes Jahr im Mittelmeer Tausende von Menschen absaufen, weil sie Flüchtlinge sind. Sind Flüchtlinge keine Menschen? Sind Flüchtlinge nicht auch ein Ebenbild Gottes? Die Situation im Mittelmeer ist ein Skandal, die EU-Politik achtet die Menschen innerhalb Europas, aber sie verachtet die Flüchtlinge. Die Kirche müsste Sturm laufen. Die Kirche hat die Pflicht, die christlichen Parteien, die eine sehr restriktive Flüchtlingspolitik betreiben, an ihre christliche Verantwortung zu erinnern.

Stichwort: die Familie Siala/Salame. Was macht diesen Fall so besonders, das die SZ ihm vergangene Woche so viel Platz eingeräumt hat?

Ich habe als Journalist die Erfahrung gemacht, dass ein Leitartikel noch so gut sein kann, flammend geschrieben mit guten Argumenten, und doch erreiche ich damit viel zu wenige. Kommentare und Leitartikel sind wichtig für politische Diskussionen – aber wirklich bewegen, in Herz und Seele treffen, kann man die Menschen und damit vielleicht auch die Politik mit der Schilderung einzelner Schicksale. Ein Leitartikel über das europäische Flüchtlingsrecht bewegt wenig, eine Reportage über den Fall Siala/Salame kann viel bewegen. Das Konkrete ist das Spannende. Mir fällt da der ehemalige bayrische Minister August Lang (CSU) ein, bekannt für eine scharfe Ausländerpolitik. Nach seinem Ausscheiden aus dem Kabinett nahm er seine Tätigkeit als Rechtsanwalt wieder auf und hatte auch Mandate von Ausländern auf dem Tisch. Als wir uns mal getroffen haben, sagte er: „Jetzt merke ich erst, was wir damals für



Dr. Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung bezieht Stellung. Seine Rede zum Thema „Migration, Integration – Irritation“ sorgt auf dem Symposium für minutenlangen Beifall. Foto: Gossmann

ein furchtbares Zeug beschlossen haben.“ An den einzelnen Schicksalen kann man die Gesetze ganz gut messen – und erkennen, wie menschenunwürdig sie manchmal sind.

Ein umstrittenes Thema ist die Art und Weise, wie Migranten integriert sind. Können wir in Deutschland von der Integrationspolitik anderer Länder lernen oder sieht es überall nur mäßig aus?

Es werden überall Fehler gemacht, aber es gibt auch gute Beispiele. Mir gefällt das Beispiel Sizilien gut. Als Leoluca Orlando, der berühmte Mafiajäger, als Bürgermeister von Palermo die Wiedergeburt Siziliens einleitete, ging er selber regelmäßig in den Hafen, um sich ein Bild von der Situation der Flüchtlinge zu machen: Wo sie herkommen, was ihre Motive sind. Seine Devise war: Ich behandle sie wie Bürger, ich Sorge dafür, dass Flüchtlingskinder in die Schule gehen können. Orlando hat dafür gesorgt, dass diese Menschen eine humane Behandlung erfahren. Es geht schlicht darum, sich mehr zu kümmern. Wie immer die Gesetze ausschauen: Man kann und muss sich kümmern. Es gibt immer Mittel und Möglichkeiten, wenn man kein Herz aus Stein hat.

Was ist aus Ihrer Sicht das größte

Versäumnis der deutschen Einwanderungspolitik?

Dass man mindestens dreißig Jahre lang nicht erkennen wollte, das es Einwanderung gibt. An Integration dachte keiner. „Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“, hat schon Max Frisch geschrieben. Die Regierung glaubte, dass die ausländischen Arbeiter nur für ein paar Jahre kommen und dann wieder weggehen. Unter Bundeskanzler Schmidt entwickelte man sogenannte Rückkehrprogramme, um den Einwanderern die Heimkehr schmackhaft zu machen. Dass diese Menschen geblieben sind, wollte keiner akzeptieren, man hat sich selber Sand in die Augen gestreut. Und deshalb kam das bescheidene Zuwanderungsgesetz auch noch zu spät. Es hätte eigentlich einen Teppich weben sollen, auf dem Integration stattfinden kann; aber es ist nur ein Topflappen geworden. Aber: das ist besser als nichts.

Wenn es um die Berichterstattung Breivik geht, sollten sich die Medien zurückhalten, um diesen Ideologien keine Nahrung zu geben oder eher verstärkt darüber berichten, um auf die Gefährlichkeit hinzuweisen?

Es ist immer ein Spagat. Beide Aussagen sind richtig. Wir in der Süddeutschen Zei-

tung haben nicht das Foto von Breivik mit der geballten Faust gedruckt, aber wir haben ein Bild von ihm gebracht. Selbst das haben viele Leser kritisiert. Die Entscheidung, was und wieviel die Zeitung bringt, muss jeden Tag neu diskutiert und getroffen werden. Es war klar, dass wir auf Seite drei ein großes Stück über den Fall bringen. Aber der Autor hat in dem klugen Stück, das er über die ersten Prozesstage geschrieben hat, sich selbst Rechenschaft abgelegt, er hat seine Skrupel aufgeschrieben, er hat angedeutet, was er nicht schreibt und warum er bestimmte Schilderungen des Täters, besonders grausame Szenen, nicht schildert. Ich halte es für gut, dem Leser gegenüber offen zu sein, und ihm – auch etwa in einem Kommentar – zu zeigen, wel-

che Gefühle man selbst bei so einer Berichterstattung hat. Das Angebot, alles über den Fall Breivik auszusortieren, wie es manche skandinavische Zeitungen in ihren Online-Ausgaben gemacht haben, halte ich für keine gute Lösung, das läßt sich mit der Chronistenpflicht nicht vereinbaren. Der Journalismus muss beachten: Man darf diesen Massenmörder, der den Gerichtssaal für sich in eine Weltbühne verwandeln will, nicht zur großen Figur machen, nicht zum Heros, als den er sich sieht. Aber man muss darüber berichten, und seine Ideologien in der Art und Weise zerlegen, wie es auch die dortige Staatsanwaltschaft vorbildlich gemacht hat.

Interview: Viktoria Hübner

